

Barbara
Goldstein

Das letzte Evangelium



Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Hinweis

Vorspann

Karte von Konstantinopel

Prolog

Noch zwei Tage ...

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Intermezzo 1

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Intermezzo 2
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Noch ein Tag ...
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54

Kapitel 55
Intermezzo 3
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58
Kapitel 59
Kapitel 60
Kapitel 61
Kapitel 62
Kapitel 63
Kapitel 64
Kapitel 65
Kapitel 66
Kapitel 67
Kapitel 68
Kapitel 69
Kapitel 70
Kapitel 71
Kapitel 72
Kapitel 73
Kapitel 74
Kapitel 75
Kapitel 76
Kapitel 77
Kapitel 78
Kapitel 79
Kapitel 80
Intermezzo 4
Kapitel 81
Kapitel 82
Kapitel 83
Kapitel 84
Kapitel 85
Kapitel 86
Kapitel 87
Kapitel 88

Kapitel 89
Kapitel 90
Kapitel 91
Intermezzo 5
Kapitel 92
Kapitel 93
Kapitel 94
Kapitel 95
Kapitel 96
Kapitel 97
Kapitel 98
Kapitel 99
Kapitel 100
Kapitel 101
Kapitel 102
Kapitel 103
Der letzte Tag ...
Kapitel 104
Kapitel 105
Kapitel 106
Kapitel 107
Kapitel 108
Kapitel 109
Kapitel 110
Kapitel 111
Kapitel 112
Kapitel 113
Kapitel 114
Dramatis Personae
Glossar

Über dieses Buch

Alessandra d'Ascoli auf der Jagd nach der Wahrheit

1453, eine verlassene Abtei in den verschneiten Abruzzen. Sie ist verletzt, erinnert sich an nichts. Nicht einmal an den Menschen, der ihr am nächsten stehen sollte: ihren Ehemann, der sich liebevoll um sie bemüht. Doch Alessandra traut ihm nicht, läuft vor ihm davon. Als sie auf ein Grab mit ihrem Namen stößt, beginnt für sie eine Reise in die Vergangenheit - eine Reise in die Hölle. Wer ist sie? Warum ist sie hier? Schatten huschen nachts durch die Abtei. Was suchen sie? Und wer ist der Tote, der in der Kapelle aufgebahrt liegt?

Über die Autorin

Barbara Goldstein, geb. 1966, arbeitete zunächst in der Verwaltung von Banken und nahm dann ein Studium der Philosophie und der Sozialen Verhaltenswissenschaften auf. Später machte sie sich als Autorin historischer Romane selbstständig und nahm ihre Leser mit in die Welt von Alessandra d'Ascoli, einer florentinischen Buchhändlerin. Barbara Goldstein verstarb im März 2014 nach langer Krankheit.

Barbara Goldstein

*Das letzte
Evangelium*



beTHRILLED

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Copyright © 2011/2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Dr. Lutz Steinhoff, München

Umschlaggestaltung: Thomas Krämer unter Verwendung von Motiven
© shutterstock: BusinessIllustrator | Squint Photography | Tonhom1009

Karte: Illustration aus der Schedel'schen Weltchronik,
Blatt 129v / 130r (Konstantinopel)

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-5301-3

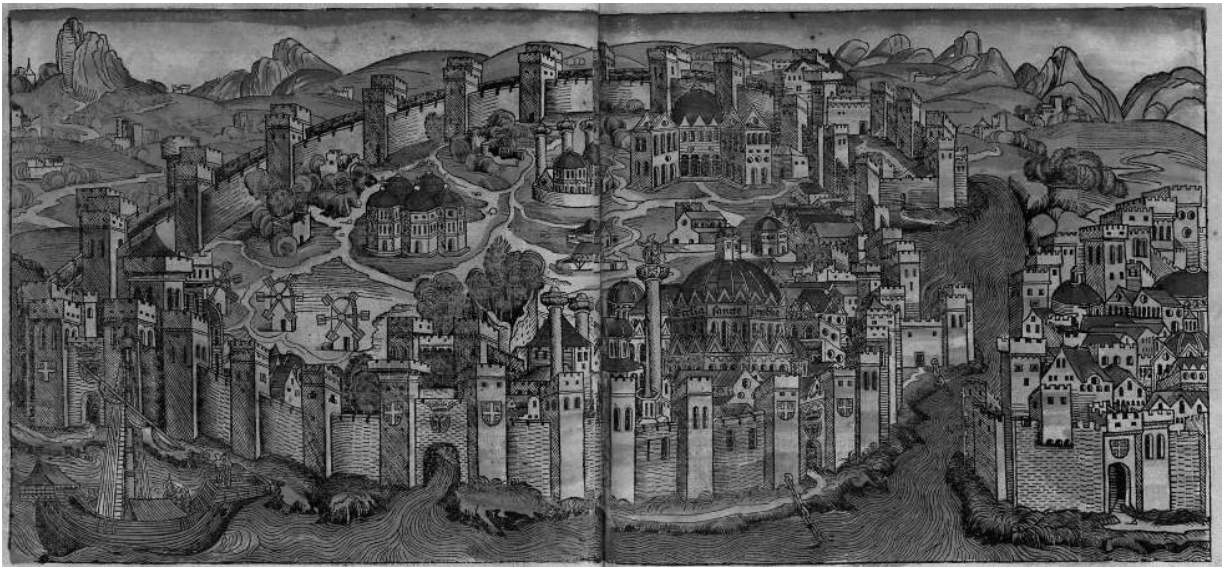
www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Ein Verzeichnis der handelnden Personen sowie ein Glossar finden sich am [Ende des Buches](#).

»Was für ein erschreckendes Gefühl, wenn dein Leben
erst vor einer Stunde begonnen hat.
Wenn du dich an nichts erinnern kannst,
was vor diesem Erwachen war.«

*Vom Tod ins Leben zurückgekehrt,
hat sie ihr Gedächtnis verloren.
Sie will wissen, wer sie ist. Und was sie getan hat.
Und warum sie ermordet werden soll.
Sie darf niemandem trauen, am wenigsten sich selbst.
Ihre Suche nach der Wahrheit ist eine Reise
in die eigene Vergangenheit.
Und eine Reise in die Hölle.*



Prolog

*In einer verlassenen Abtei in den verschneiten Abruzzen
22. Dezember 1453
Kurz nach zehn Uhr morgens*



»Auferstanden von den Toten«, hat er soeben gesagt. Jetzt schlägt er mein Notizbüchlein auf und zeigt mir den letzten Eintrag. Mit dem Finger deutet er auf mein Gekritzeln. »Hast du das geschrieben?«

Ich nicke.

»Was ist geschehen?«

Die Frage ist nicht, was geschehen ist, sondern was noch geschehen wird.

Ich blicke zum Fenster hinüber. Es schneit wieder in dicken Flocken. Wie spät ist es? Der Schrecken der letzten Stunden hat mir jedes Zeitgefühl geraubt. Die Ahnung einer drohenden Gefahr ist jedoch geblieben.

»Ich weiß es nicht«, gebe ich mit erstickter Stimme zu. Das Eingeständnis meiner Schwäche fällt mir schwer, weil ich nicht weiß, ob ich ihm trauen kann. »Ich weiß nicht, was mit mir geschieht.«

Vom Tod ins Leben zurückgekehrt, habe ich mein Gedächtnis verloren. Ich will wissen, wer ich bin. Und was ich getan habe. Und warum ich ermordet werden soll.

O Gott, was für ein Schrecken!

Bedächtig mustert er die nahezu unleserliche Handschrift in meinem kleinen Notizbuch, dann die fünf Tage alte Wunde an meinem Kopf. Er gibt sich einfühlsam.

Als wüsste er, wie ich empfinde!

»Wieso hältst du dich für verrückt?«, fragt er schließlich.

»Ich kann tote Menschen sehen«, quäle ich hervor.

Er hebt die Augenbrauen und legt den Kopf schief. »Du meinst den Toten in der Abteikirche, den du gerade eben ...?«

»Nein, ich meine Menschen, die schon lange tot sind«, sage ich. »Menschen, mit denen ich eben noch gesprochen habe, verschwinden spurlos, als wären sie nie da gewesen. Gegenstände, die ich eben noch in der Hand gehalten habe, sind plötzlich nicht mehr da. Spuren im Schnee verschwinden. Gräber lösen sich in Luft auf, und die Leichen darin auch. Ach ja, und da sind noch die Skizzen in meinem Notizbuch, die ich nicht gezeichnet haben kann, weil die Perspektive falsch ist.«

Er sieht mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Aber vielleicht habe ich das ja ...

Mit einem Ruck, sodass der Stuhl beinahe umfällt, springe ich auf, beuge mich über den Tisch und entwaffe ihn. Mit seinem Dolch lasse ich mich zurück auf meinen Stuhl fallen. Entsetzt beobachtet er, wie ich mir die scharfe Klinge in den linken Unterarm bohre.

Der Schmerz schießt mir bis in die Schulter.

Ich muss mir selbst Schmerzen zufügen, um mir zu beweisen, dass ich noch am Leben bin und nicht unter Trugbildern leide. Ich habe das entmutigende Gefühl, vieles wieder zu verdrängen und zu vergessen, woran ich mich gerade erst erinnert habe. Die Wahrheit ist zu schrecklich, um sie anzunehmen. Das Gefühl, nicht zu wissen, wer du bist und was du getan hast, das Gefühl, dass du keine Macht über das hast, was um dich herum geschieht oder eben nicht geschieht, das Gefühl, immer wieder von vorn anzufangen, ist furchtbar wie die Hölle. Fast so schlimm wie die Qualen der letzten Stunden: Kopfschmerz, Übelkeit, Schwindel, Schweißausbrüche,

Ohnmachtsanfälle. Und eine lähmende Erschöpfung, körperlich und geistig.

Bin ich verrückt?

Diese Frage brauche ich ihm nicht zu stellen. Ich kenne doch die Antwort: O ja, und wie!

Er hebt beschwichtigend die Hände. »Bitte, leg den Dolch weg!«, fleht er mich eindringlich an und streckt die Hand danach aus. »Gib ihn mir zurück!«

»Nein!« Ich lege den Dolch vor mir auf den Tisch.

Wenn er nicht der ist, der zu sein er vorgibt, werde ich ihn töten. Und wenn es ihn gar nicht gibt, wie die anderen, die ich gesehen und mit denen ich gesprochen habe, dann ist es sowieso egal.

Fröstelnd ziehe ich meine verkrampften Schultern hoch. Es ist so kalt!

»Frierst du?«, fragt er fürsorglich und deutet auf den Kamin, wo ein Feuer prasselt. »Soll ich noch ein Scheit nachlegen?«

»Nein.« Die Kälte kommt von innen, aus der Leere in mir.

»Was ist geschehen?« Mit väterlicher Geste, die seine Verunsicherung überspielen soll, deutet er auf die offene Wunde an der rechten Seite meines Kopfes, auf den bleifarbenen Bluterguss auf meiner Wange, auf den verschorften Riss auf meiner Stirn, auf die anderen Wunden.

Er ist so entsetzt wie ich, als ich gestern zum ersten Mal in den Spiegel sah und mich selbst nicht erkannte. Eine Fremde blickte mir blass und erschöpft entgegen. Nur mühsam unterdrückte ich ein verzweifertes Schluchzen. Mein ganzes Leben ist mir entrissen worden.

Er deutet auf mein wirres und blutverklebtes Haar. »Deine Verletzungen - wie ist das geschehen?«

Ich zögere einen Augenblick. »Das war ich selbst.«

Es ist nur ein Teil der Wahrheit. Der andere würde zu viele Fragen aufwerfen, die ich nicht beantworten kann.

Noch nicht.

Nach einem langen Blick zieht er das Notizbuch zu sich heran, schlägt es auf und zeigt mir zwei leere Seiten in der Mitte, zwischen den Notizen, die ich am Anfang niedergeschrieben habe, und den Eintragungen, die ich vorhin am Ende des auf den Kopf gestellten Buches gemacht habe. Die beiden nähern sich von vorn und von hinten einander an. Was wird geschehen, wenn die Gegenwart in der Mitte des Büchleins auf die Vergangenheit trifft? Wenn ich mich endlich erinnern kann? Wenn ich begreife, was um mich herum vorgeht? Wenn ich weiß, was meine düsteren Vorahnungen bedeuten?

Ich betrachte die leeren Seiten und nicke.

Ja, so fühle ich mich, denke ich traurig. Wie eine unbeschriebene Seite, irgendwo zwischen der Vergangenheit, die sich mir entzieht, und der Gegenwart, die ebenso wenig greifbar ist. Weil ich verrückt bin. Oder auch nicht. Weil die Geschichte, in der ich feststecke, verrückt ist. Oder auch nicht. Meine Lebensgeschichte, die gestern erst begann, besteht aus wenigen hastig hingekritzelt Eintragungen in meinem Notizbuch. Sie handelt von Dingen, die gestern und heute geschehen sind. Oder auch nicht. Sie handelt von einer Frau, die allmählich den Verstand verliert. Kein ›oder auch nicht‹.

»Ich habe gelesen, was du vor einigen Stunden geschrieben hast. Erzähl mir, was dort nicht steht.«

Die längste kürzeste Lebensgeschichte aller Zeiten - aber bleibt mir noch so viel Zeit, um sie zu erzählen?

Wieder irrt mein Blick zum Fenster. Wie spät ist es? Wie lange war ich ohnmächtig? Wie viele Stunden sind vergangen, seit der andere fort ist? Und wenn er mit den beiden anderen, die vor ihm verschwunden sind, zurückkommt, um es zu suchen? Bisher haben sie es nicht gefunden. Aber sie wissen, dass ich es in mir trage. Nur dass ich mich nicht daran erinnern kann ...

Ich bin in großer Gefahr. Und ich bin gefangen in diesem Kerker des Geistes, aus dem es kein Entkommen gibt.

Ich mustere den Mann, der mir gegenüber sitzt. Seine mit Ringen geschmückten Finger hält er flach auf dem Tisch, damit ich sie sehen kann. Erst jetzt fällt mir der Siegelring auf. Das Wappen kann ich nicht erkennen.

Langsam atme ich aus. Kann er mir helfen, das Rätsel zu lösen, von dem mein Leben abhängt? Kann ich ihm vertrauen? Oder gehört er zu den anderen, die mein Leben bedrohen, die mich verwirren und verängstigen? Soll er mich dazu bringen, dass ich mich erinnere? Und das tödliche Wissen preisgebe, das ich in mir trage?

Nur diese Erinnerung hält mich noch am Leben. Auch wenn ich sie vergessen habe. Widersinnig? O ja, und wie!

Wenn ich mich ihm anvertraue, wenn ich ihm das Geheimnis offenbare, vertraue ich ihm mein Leben an, und davor fürchte ich mich. Die Vorstellung, mein Schicksal in die Hände eines anderen zu legen, den ich nicht kenne, den ich nicht einschätzen kann, dem ich nicht vertrauen kann, ist mir unerträglich. Aber habe ich denn eine Wahl?

Ja, die habe ich: Ich kann ihn töten.

Ich glaube, er spürt, wie aufgewühlt ich seit seinem plötzlichen Auftauchen in der Abteikirche immer noch bin. Denn er bedrängt mich nicht, sondern wartet geduldig ab, bis ich bereit bin, zu erzählen. Meine Hände, die neben dem Dolch auf dem Tisch liegen, lässt er nicht aus den Augen. Er hat doch gesehen, was ich mit dem Menschen in der Kirche gemacht habe, dessen Blut an meinen Händen klebt. Er weiß, dass ich ihn töten kann.

Ich atme tief durch, um mich zu beruhigen. »Ich traue meinen Erinnerungen nicht mehr.«

»Was meinst du damit?«, fragt er behutsam.

»Ich traue mir selbst nicht mehr.«

Er nickt versonnen. Er hat meine Notizen gelesen. Aber offensichtlich nicht verstanden.

»Ich muss von Anfang an erzählen, sonst begreifst du nicht, was in den letzten Tagen in dieser Abtei geschehen ist.«

Er lehnt sich zurück, faltet die Hände vor der Brust und blickt mich auffordernd an. »Ich bin gespannt.«

»Meine Geschichte beginnt mit ihrem Ende«, warne ich ihn. »Mit meinem Tod.«

Wie entsetzt er mich ansieht! Hielt er mich denn nicht auch für tot und begraben?

»Wie es ist zu sterben? Ich sage es dir. Sterben ist wie Schlafen. Wie Vergessen. Es gibt keine Worte, um dieses herrliche Empfinden zu beschreiben. Aber um das Gefühl wiederzugeben, das dich durchzuckt wie ein Schmerz, wenn jemand dich für tot erklärt, obwohl du noch lebst, atmest und fühlst, reicht ein einziges Wort: Hölle.«

Noch zwei Tage ...

Alessandra

Kapitel 1

In der Zelle des Abtes

21. Dezember 1453

Nach dem Stundengebet der Laudes im Morgengrauen



Schlaf, dem Tode nah ...

Die Finsternis des Vergessens umgibt mich wie ein undurchdringlicher Nebel. Zwei Hände ragen daraus hervor. Blut rinnt von ihnen herab. Sind es meine Hände? Eine Hand wühlt in Fleisch und Blut, die andere umklammert den blutigen Dolch. Jemand schluchzt und schreit. Bin das ich?

Und wer ist der andere, dessen Körper verdreht auf dem Marmorboden liegt? Was ich da vor mir sehe, wird auch mit mir geschehen.

Wie ein scharfer Schmerz durchzuckt mich die Ahnung der Gefahr, die hinter mir lauert. Mein Blut gefriert zu Eiskristallen. Mit dem Dolch in der Hand wirbele ich herum. Ein schwarzer Schemen, der die Finsternis in sich aufzusaugen scheint, kommt langsam und bedrohlich auf mich zu ...

Mit einem Ruck werde ich fortgerissen. Wohin jetzt? Ich weiß es nicht. Wieder nur Finsternis um mich herum. Und immer noch das zutiefst verstörende und doch befreiende Gefühl, keinen Körper mehr zu haben, der Schmerz empfinden kann, die Qualen des Todeskampfes oder die Wonnen der sinnlichen Vereinigung mit dem Geliebten.

Ist Sterben wie Einschlafen ohne Träumen? Aber was war das eben? Eine Erinnerung? Oder ein Albtraum?

»Komm zurück!«

Wie dieser Zustand angefangen hat? Es begann mit einem Schmerz, der mich durchzuckte und dann ganz plötzlich verschwand. Dann hatte ich das Gefühl, über einem finsternen Abgrund zu schweben, erfüllt von einem überwältigenden Empfinden von Wärme, Freude und Zufriedenheit. Ich kann mich erinnern, dass ich dachte, ich wäre tot.

»Komm zurück!«

Woher kommt die Stimme? Ich lausche, doch außer dem leisen Glockenläuten, das wie von einem Wind aus weiter Ferne zu mir herübergeweht wird, kann ich nichts hören. Abwartend schwebe ich in der schwarzen Leere.

»Komm zurück! Du kannst es, wenn du es willst!«

Da ist es wieder!

Eine tiefe, samtige Stimme. Eine tröstende Stimme, in die man sich einwickeln könnte wie in eine wärmende Decke, um sicher und geborgen darin zu sein.

Ein Mann, er ist ganz nah. Als ob er neben mir steht. Als ob er mich gleich berührt. Doch ich kann nichts spüren. Wo ist er? Ist er auch gestorben?

»Komm zurück zu mir!«

Wieder ein Ruck. Dann habe ich das Gefühl, aus großer Höhe zu fallen. Von panischem Schrecken ergriffen, denke ich: Ich stürze ab!

Der Schmerz des Aufpralls lässt mich aufstöhnen. Von den herrlichen Gefühlen von Frieden und Ruhe, die mich dort erfüllt hatten, bringe ich nichts mit zurück. Sie sind fort, geblieben sind nur die Schwere und der Schmerz.

»Dieu soit avec nous!«, ruft eine andere Stimme. Sie ist rau und durchdringend wie eine knarrende Tür aus altem Holz. *»Fra Gil, sieh doch nur!«*, wechselt er ins Lateinische.

»Sie hat die Augen geöffnet!« Leise raschelt Stoff. Bekreuzigt er sich?

Wie kann er mich sehen?, frage ich mich verwirrt. Es ist doch noch immer finster um mich herum! Ich kann keinen Lichtschimmer erkennen. Ein leises Knacken und Knistern, der Duft von brennendem Holz und eine glühende Hitze lassen mich auf ein flackerndes Kaminfeuer schließen, das die eisige Winterkälte vertreiben soll. Das Gemäuer oberhalb meines Kopfes strahlt eine feuchte Kälte aus, die ein entsetzliches Gliederreißen verursacht. Ein eisiger Luftzug dringt vom Ende meines Bettes zu mir. Wo bin ich?

»Allahu akbar!«, flüstert die sanfte Stimme, die offenbar Fra Gil gehört. Wieder raschelt Stoff. Bekreuzigt er sich auch? Dann kann ich einen warmen Atem auf meinem Gesicht spüren. Jemand beugt sich über mich.

Seine Stimme klingt sanft und tröstend, doch ich spüre seinen Hass und seine Verachtung. Wieso hasst er mich? Was habe ich ihm getan? Panik steigt in mir auf, und ich atme tief durch, um mich zu beruhigen. Ich versuche mich zu bewegen, aber ich schaffe es nicht. Sind meine Hände gefesselt?

»Kannst du mich hören?«, fragt Fra Gil auf Kastilisch mit leicht maurischem Akzent. Woher kenne ich seine Stimme?

»Ja«, antworte ich und versuche zu nicken. »Wer bist ...«

»Sie scheint mich nicht zu verstehen«, murmelt Fra Gil enttäuscht, jetzt wieder auf Lateinisch. Er klingt ... angespannt? Ungeduldig? Beunruhigt? Und irgendwie hoffnungslos. Aber wieso? Ich verstehe nicht, was hier vorgeht!

»Doch, ich kann dich hören!« Ich will die Hand heben, aber ich schaffe es nicht. »Entzünde bitte eine Kerze, sei so gut. Es ist so dunkel hier. Ich kann nicht sehen, wo ich ...«

»Aber ihre Augen sind doch offen!« Noch eine Stimme. Sie spricht Lateinisch mit italienischem Akzent. Wie viele

Männer sind denn hier? Drei? Oder noch mehr?

»Ihre Pupillen reagieren nicht auf den Schein der Kerze. Es scheint, dass sie uns weder sehen noch hören kann.« Das ist wieder der Franzose. Der süße Geruch von heißem Bienenwachs dringt mir in die Nase. Die Hitze der Flamme kann ich auf meinen Wangen spüren. Offenbar leuchtet er mir ins Gesicht.

Wer sind die Männer? Wo bin ich? Was geht hier vor?

»Ich kann euch verstehen«, sage ich auf Lateinisch. Als ich keine Antwort erhalte, wiederhole ich den Satz etwas lauter, diesmal auf Italienisch. Keine Reaktion. Dann auf Französisch. Wieder nichts, obwohl ich schreie, so laut ich kann. Also auf Arabisch. Nichts.

»Ist sie tot?«, fragt der Italiener.

O Gott, was ist das für ein Albtraum?

»Nein, ich bin nicht tot!«

Verflucht, sie hören mich nicht!

Ein warmer Atem streicht mir über die Wange. Jemand scheint sich über mich zu beugen. »Sie sieht traurig aus.« Das ist wieder Fra Gil.

Seine Stimme kommt mir bekannt vor. Warum spricht er so leise? Fürchtet er, ich könnte ihn erkennen? Was habe ich ihm getan, dass er mich hasst? Wie hieß er, bevor er Fra Gil wurde? Wie lautete sein maurischer Name? Wenn ich doch sein Gesicht sehen könnte!

»Traurig?«, wiederholt der Italiener.

»Ich bin nicht traurig!«, rufe ich so laut ich kann. »Ich bin verzweifelt! Ich habe furchtbare Angst! Und so langsam werde ich wütend! Wieso hört ihr mich denn nicht?«

»Ihr Gesichtsausdruck hat sich verändert. Sieh doch selbst.«

Der weiche Untergrund, auf dem ich liege, schwankt ein wenig, als Fra Gil aufsteht und dem Italiener Platz macht. Liege ich im Bett? Stoff raschelt, als der Italiener sich über mich beugt. Ich kann seinen Geruch wahrnehmen: Schweiß, Metall, Leder, Pferd. Er riecht nicht so angenehm

nach Moschus, Zimt und Pfeffer wie Fra Gil. Der Maure verströmt einen exotischen Duft, der mich an irgendetwas erinnert. An sinnliche Verführung? Oder an eine Person. Aber wer war das? So sehr ich mich auch bemühe, ich kann mich nicht entsinnen.

»Sie sieht nicht traurig aus«, sagt der Italiener. »Sondern verwirrt. Und ängstlich. Seht mal die Falte zwischen ihren Augenbrauen.« Ganz sanft berührt ein tastender Finger meine Stirn und fährt an den Augenbrauen entlang. »Woher mag diese Narbe stammen? Von einem Kampf? Sie reicht von der Augenbraue bis zum Haaransatz.«

»Fra Adrian! Du vergisst dich!«, ermahnt Fra Gil den Italiener in scharfem Ton. »Muss ich dich an deine Gelübde erinnern?«

Fra Adrian schnaubt wütend. »Fra Gil, wer von uns beiden hat sie entkleidet, um ihre Wunden zu versorgen? Wer von uns beiden hat ihr das Blut abgewaschen und sie dabei an ihren intimsten Stellen berührt? Wer von uns beiden war stundenlang mit ihr allein?«

»Fra Adrian! Ich ...«

»Mon Dieu! Seht mal, jetzt sieht sie aus, als ob sie angestrengt zuhören würde. Als wollte sie uns etwas sagen«, wirft der Franzose ein.

»Versteht sie uns?« Als der andere nicht sofort antwortet, fragt Fra Gil nach: »Fra Lionel?«

»Ich weiß es nicht.«

Fra Gil, Fra Adrian, Fra Lionel. Ein Maure, der Kastilisch spricht. Ein Italiener. Ein Franzose. Alle drei sind Fratres, also Mönche. Aber von welchem Orden? Wo bin ich? In einer Abtei?

»Was hält sie da eigentlich in der Hand?«, fragt Fra Lionel.

»Wo?« Fra Adrian lehnt sich über mich. Ein leises Klirren lässt mich aufhorchen. Du lieber Himmel, was ist

denn das? Es fühlt sich hart an. Und schwer. Trägt er ein Kettenhemd unter seinem Habit?

»In der linken Hand«, ertönt Fra Lionels knarrende Stimme.

Gar nicht so leicht, die drei Stimmen auseinanderzuhalten. Schon gar nicht, wenn ich zu verstehen versuche, worüber sie eigentlich reden.

»Das ist ein Schlüssel«, sagt Fra Gil. »Ich habe versucht, ihn ihr zu entwenden, aber sie hielt ihn fest, als hinge ihr Leben davon ab. Ich hätte ihr die Finger brechen müssen.«

Wovon, zum Teufel, redet er? Ich spüre nichts. Was für ein Schlüssel?, frage ich mich verwirrt. Und warum habe ich ihn in der Hand?

»Dio del Cielo – Gott im Himmel! Sie hat drei Tage lang den Schlüssel in der Hand gehalten?«

Drei Tage? Liege ich schon so lange hier?

Und vorher? Was war vor der undurchdringlichen Mauer aus Schmerz und Vergessen? Was war vor dem bestürzenden Gedanken, dass ich tot bin?

Drei Tage!

»Richtig.«

»Ist das der Schlüssel, den wir suchen?« Ich spüre den Schmerz, als Fra Adrian versucht, meine verkrampften Finger mit Gewalt aufzubiegen. Ich warte auf ein Knacken, wenn die Finger brechen, aber ich höre nichts. Dann lässt der Schmerz langsam nach.

»Ich weiß es nicht«, sagt Fra Gil. »Es ist ein Schlüssel dieser Abtei, so viel ist sicher.«

»Sie muss es hier versteckt haben.«

Was muss ich versteckt haben? Vor wem? Vor den drei Mönchen? Ich kenne sie doch nicht einmal! Oder doch? Sie scheinen allerdings zu wissen, wer ich bin ...

Ich muss in Ruhe darüber nachdenken.

Ich weiß nicht, wer ich bin. Ich kann mich nicht erinnern, an gar nichts. Wenn ich in die Zeit vor meinem

Erwachen zurückblicken will, ist da nur Finsternis. Und Blut. Und Schmerz. Was habe ich getan? Habe ich jemanden getötet? Wieso bin ich hier? Und was habe ich versteckt?

Und was war dann?

Nichts. Keine Erinnerungen. Nur die Finsternis des Vergessens.

Ein scharfer Schmerz durchzuckt meine Hand, als Fra Adrian mir den Schlüssel mit Gewalt entreißt. Ich will die Finger bewegen, aber es gelingt mir nicht. Und die Füße? Ich versuche zu strampeln, um die Decke, die auf mir zu liegen scheint, wegzutreten, doch es geht nicht. Wie gelähmt liege ich auf dem Bett, auf dessen Rand die Fratres sitzen. Und der Kopf? Nein. Ich kann nicht einmal sagen, ob ich liege oder ob ich in den Kissen lehne.

Was ist geschehen?, denke ich entsetzt. Bin ich gestürzt? Habe ich mir das Genick gebrochen? Kann ich mich deshalb nicht bewegen? Fra Adrian sprach eben von Wunden, die Fra Gil versorgt hat, von Blut ... und ich spüre auch Schmerzen, die wie Meereswogen immer wieder durch meinen Körper branden. Habe ich drei Tage lang in tiefer Ohnmacht gelegen? Bin ich erwacht? Oder träume ich? O Gott, lass es ein Albtraum sein, aus dem ich gleich erwache!

»Ein großer Schlüssel, wie zu einem Gewölbe.« Fra Adrian scheint den Schlüssel zu betrachten. Der Stoff seines Habits raschelt leise, als er ihn schließlich weiterreicht.

»Wir müssen es finden«, drängt Fra Gil. »Die Zeit zerrinnt uns zwischen den Fingern. Sie suchen bestimmt schon nach ihr.«

Wer sucht nach mir? Mein Vater? Ich denke angestrengt nach, doch außer ihm fällt mir niemand ein. Habe ich einen Ehemann? Ich weiß es nicht. Ein Fetzen Erinnerung formt sich zu einem Gesicht, das sich ständig verändert, als würde ich es in einem Spiegel betrachten, über den eine

klare Flüssigkeit träge hinabrinnt, die die Gesichtszüge, die Augen, die Nase, die Lippen, die Haare verzerrt. Oder als wären es verschiedene Männer. Drei? Vier? Oder fünf? Gott, ist das enttäuschend!

Dann sehe ich plötzlich Blut, eine große Lache auf einem glänzenden Marmorboden. Daneben liegt ein Mann. Sein Gesicht kann ich nicht erkennen, aber ich weiß, dass er tot ist. Wer ist er? Einer meiner Ehemänner, an deren Gesichter ich mich nicht mehr erinnern kann? So viel Blut! Schluchzend weiche ich einen Schritt zurück, fahre mir mit einer blutnassen Hand über das Gesicht. Mit der anderen umklammere ich den Dolch, von dem das Blut tropft ...

Dieselbe Erinnerung wie vorhin. Was habe ich getan?

»Wie kommst du darauf, dass sie nach ihr suchen?«, fragt Fra Lionel mitten hinein in meine verstörenden Visionen.

»Während des Schneesturms vor vier Tagen hat sie einen alten Schäfer nach dem Weg gefragt, nachdem sie und Fra Galcerán sich in den tief verschneiten Bergen um den Gran Sasso hoffnungslos verirrt hatten. Vielleicht hat er sie erkannt ...«

Wir sind also in den Abruzzen. In einer Abtei unweit des Gran Sasso. Bis Rom sind es sechzig oder siebzig Meilen durch das verschneite Gebirge. Gut zu wissen. Wieso? Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, warum Rom wichtig für mich ist. Wenn ich versuche, mir Rom vorzustellen, denke ich an einen Thronsaal und einen majestätisch wirkenden Mann in weißer Soutane, der mich mit väterlichem Gestus zu sich winkt und der mich mit einem verschwörerischen Augenzwinkern auf den Stufen zu seinem Thron auf einem purpurnen Samtkissen sitzen lässt. Wie alt war ich damals? Acht? Oder neun? Und wer ist der Mann? Mein Vater?

Und wer ist eigentlich Fra Galcerán? Ein vierter Mönch, dem Namen nach aus Aragón? Ist er auch hier? Ich lausche, aber ich kann nur drei Männer hören. Wo ist Fra Galcerán?

»Wie ärgerlich!« Fra Adrian knirscht mit den Zähnen. »Es kann sein, dass der Alte wusste, wer sie ist, auch wenn sie ohne ihre Eskorte bewaffneter Bravi unterwegs war. Die Abtei liegt auf ihrem Hoheitsgebiet.«

»Und Rom ist nur zwei Tagesritte entfernt«, ergänzt Fra Gil. »Ich möchte nicht wissen, was geschieht, wenn der Kardinal sie in diesem Zustand findet.«

»Er wird uns exkommunizieren«, prophezeit Fra Adrian düster.

»Mit päpstlichem Segen. Papst Nikolaus selbst wird ihm die Glocke, die Kerze und die Heilige Schrift reichen.«

»Der Großmeister wird uns aus dem Höllenfeuer retten!«, wendet Fra Adrian ein.

»Fra Jean Bonpart de Lastic?« Fra Gil lacht trocken. »Verehrter Bruder, diese Geheimoperation hat *nie* stattgefunden! Fra Diniz ist *nicht* in der Schlacht gefallen. Und Fra Galcerán ist *nicht* von ihr ermordet worden.« Er klingt verbittert.

Wen meint er? Von wem ist Fra Galcerán ermordet worden? Und wer ist Fra Diniz? Ein fünfter Mönch? Der Name klingt portugiesisch. Du lieber Himmel, welchem Orden gehören sie denn an? Sie tragen Kettenhemden unter ihren Habites. Sind die Tempelritter wiederauferstanden?

Was habe ich mit alledem zu tun? Der Schlüssel in meiner Hand ... Was geht hier vor?

»Wie ärgerlich!«, wiederholt Fra Adrian.

»War der Einsatz in Konstantinoplis denn nicht vom Papst befohlen worden?«, fragt Fra Lionel verwirrt. »Ich dachte, der Großmeister hat ...«

»Seine Heiligkeit weiß nichts davon«, gesteht Fra Gil.

Interessant! Ich vermute, dass die drei sich erst seit wenigen Stunden kennen. Hat Fra Gil die anderen um Hilfe gebeten? Es scheint so. Ist er in ein nahe gelegenes Ordenshaus geritten, nach Rom oder Orvieto oder Capua oder Atri oder wohin auch immer, um sie hierherzuholen?

Fra Gil scheint zu wissen, worum es geht - die beiden anderen nicht. Nimmt Fra Gil einen höheren Rang im Orden ein? Trotz seiner maurisch-muslimischen Herkunft? Vorhin ist ihm das ›Allahu akbar!‹ herausgerutscht, und sein Kastilisch klingt, als stamme er aus Granada. Woher weiß ich das? Vielleicht habe ich ja dort gelebt?

»Allmächtiger Gott! Papst Nikolaus weiß nichts davon?«, stöhnt Fra Adrian. Seine Stimme klingt dumpf, als berge er das Gesicht in beiden Händen.

»Und was jetzt?«, fragt Fra Lionel. Seine Stimme klingt gepresst, als fürchte er den Zorn des Papstes. Wieso ich das denke? Ich habe das Gefühl, dass ich oft gezwungen bin, Menschen nach dem ersten Eindruck einzuschätzen. Dass ich ihnen vertrauen muss, ohne sie zu kennen.

»Wir machen weiter wie besprochen«, entscheidet Fra Gil resolut. »Wir müssen die Reliquie finden, bevor der Kardinal oder der Papst hier auftauchen.«

Schweigen.

»Und was heißt das?«, fragt Fra Lionel.

Jemand atmet langsam durch die Nase aus. Ist es Fra Gil?

»Sie ist tot«, sagt er schließlich leise. »Lasst sie uns begraben.«

Kapitel 2

In der Zelle des Abtes

21. Dezember 1453

Kurz nach halb acht Uhr morgens

✱ Nein, das ist alles nicht wahr!, rede ich mir ein, um mich zu beruhigen. Das geschieht nicht wirklich! Verzweifelt versuche ich mich gegen die Hände zu wehren, die mich jetzt packen und vom Bett hochheben. Ich höre das Rascheln des Lakens und frage mich, ob ich nackt bin. Nein, ich trage ein langes Gewand. Ein Nachthemd? Einen Habit? Hat Fra Gil ihn mir angezogen, nachdem er mich gewaschen hat?

Ich kenne seine Stimme. Ich weiß, ich bin ihm schon einmal begegnet. Aber wo? In Rom? Oder in Granada? Aber wer ist er? Ich kann mich nicht an sein Gesicht erinnern ... oder doch? Kurz geschnittenes, in der Sonne hell schimmerndes Haar, gestutzter Bart, blaue Augen. Unverkennbar maurische Gesichtszüge. Trug er nicht eine Djellabiya aus saphirblauer Seide und einen weißen Turban? Sein Name war ... Ich weiß es nicht, ich habe ihn vergessen. Wie ich mein ganzes Leben vergessen habe.

Das Gefühl, dass ich von ihm bedroht werde, wird immer greifbarer.

Gibt es denn kein Erwachen aus diesem Albtraum?

»Lasst mich in Ruhe!«, schreie ich. »Ich bin nicht tot! Ihr könnt nicht einfach so tun, als wüsstet ihr das nicht! Mein Herz schlägt! Ich atme! Ich empfinde! Ich spüre, was ihr mir antut! Ihr dürft mich nicht lebendig begraben! Legt mich zurück auf das Bett, *sofort!*«